**Zeitschrift:** Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
**Herausgeber:** Deutschschweizerischer Sprachverein
**Band:** 25 (1941)
**Heft:** 10

**Artikel:** Politik und Kultur : ein Nachklang zur Bundesfeier
**Autor:** [s.n.]
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-419859

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 16.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

andern protestantischen Höfen, die Sprache des westlichen Nachbarvolks gehabt hat. Vielmehr liegt hier wie bei den meisten ähnlichen Fällen von Eindringen einer Sprache in ein anderes Volksgebiet eine Wanderbewegung zugrunde. Die Réfugiés, wie die Einwanderer aus Frankreich damals genannt wurden und auch in dem folgenden Auszug aus v. d. Marwitzens „Nachrichten" genannt sind, waren Religionsflüchtlinge, reformierte sogenannte Hugenotten, die einst in großer Zahl nach Deutschland, aber auch nach Holland, Schweden, Dänemark, England und in die Schweiz einströmten. Sie kamen zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten, nachdem dieser im Jahre 1685 den Religionserlaß von Nantes seines Vorfahren (Heinrichs des Vierten) aufgehoben hatte. Auf jene Zeit geht z. B. auch zurück die Gründung der heute noch bestehenden welschen Kirchgemeinden in Basel, Bern und Zürich, die also nicht wegen der Dreisprachigkeit der Eidgenossenschaft entstanden, sondern von Einwanderern gegründet worden sind, die aus ihrer Heimat ihre Pfarrer, ihre Überlieferungen, Gesangbücher, Bibeln und ihre eigene Kirchenverfassung mitbrachten. Weil sie doch nicht zahlreich genug waren, um ihre Gastgeber zu verwelschen, sind diese einst einflußreichen Siedelungen meistens samt ihren Gemeinden und ihrer Muttersprache schließlich der Verdeutschung erlegen, und wie es damit in Berlin zuging, zeigt uns v. d. Marwitz. König Friedrich der Große ist von solchen Réfugiés erzogen und unterrichtet worden und deshalb in Sprache und Geistesart sein Leben lang ein Franzose geblieben, der kräftig und träf, aber nach unsern Begriffen fehlerhaft deutsch sprach, französisch aber in Art und Formen seiner hugenottischen Lehrer, so daß er sich jahrzehntelang bemühte, von Voltaire und andern Zeitgenossen besser, lebendiger, zeitgemäßer französisch zu lernen.

Eine Bemerkung noch zu dem Ausdruck Réfugiés. Duden schreibt, wie schon v. d. Marwitz, Refugiés; im Französischen trägt das Wort zwei mit Tonzeichen versehene é. Die Franzosen nennen diese Religionsflüchtlinge des siebzehnten Jahrhunderts immer Réfugiés, dagegen Emigrés (nicht etwa émigrants) die Adligen, die zwischen 1790 und 1800 vor der Verfolgung durch die Revolution ins Ausland geflohen sind, nachher meist zurückkehren konnten und deshalb gar keinen Einfluß in Deutschland behalten haben; der bekannteste ist für uns wohl Adalbert von Chamisso; er wurde ein deutscher Dichter, aber der deutsche Sprachforscher Wilhelm Wackernagel († 1869 in Basel) erzählt aus seiner Berliner Jugendzeit, wie er dem (doch bereits vierzigjährigen) Franzosen für die Handhabung der deutschen Sprache habe behilflich sein müssen, — ein Gegenstück zu dem den französischen Dichter Frédéric de Prusse verbessernden und belehrenden Voltaire.

Aus dem damaligen Berlin nun hören wir den General v. d. Marwitz anschaulich berichten, wie die preußische Hauptstadt, die später zur deutschen Reichshauptstadt wurde, einst verwelscht und dann wieder verdeutscht worden ist:

„Ich ward also aus dem erwähnten Geschlecht zu Berlin am 29. Mai 1777 geboren . . . In Berlin war damals, mehr noch als in andern deutschen Städten, bei Hof und unter dem Adel die französische Sprache allgemein. Dies rührte viel weniger, wie späterhin Schriftsteller es sich wohl eingebildet und verbreitet haben, von Friedrichs des Großen Vorliebe für diese Sprache her (er kam nach dem Siebenjährigen Kriege viel zu wenig mit der Welt in Berührung, als daß er darauf hätte Einfluß üben können), als von der zahlreichen Ansiedlung der französischen Refugiés in Berlin. Da seit dieser Ansiedlung schon hundert Jahre verflossen waren, so waren die französischen adligen Familien schon mit allen einheimischen verschwägert. In dem Beamten-, Gelehrten- und Kaufmannsstande war dies zwar weniger der Fall, weil die Sprache hier noch ein Hindernis des Bekanntwerdens war. Da aber die französischen Kaufleute und Fabrikanten die geschicktesten und in vielen Fächern die einzigen waren, so war mit diesen der meiste Verkehr, und in allen Kaufläden wurde französisch gesprochen; auch verursachte die äußere feinere Bildung, daß die Erzieherinnen beinahe ausschließlich aus den Refugiés genommen wurden. Im Durchschnitt waren damals die älteren Leute die Enkel der Eingewanderten. Diese sprachen zwar schon sämtlich deutsch, aber schlecht und mit sehr merklichem Akzent. Wenn sie sich deutlich ausdrücken wollten, mußten sie französisch sprechen. Die ganz alten Leute (etwa noch Söhne der wirklichen Refugiés) konnten gar kein Deutsch. Die Kolonie hatte damals noch fünf Kirchen in Berlin, die stets ganz gefüllt waren, und da die französischen Prediger für die besten galten, so wurden sie auch von den Deutschen, die französisch konnten, also schon von dem ganzen Adel, häufig besucht. Ich bin in meiner Kindheit weit öfter in der französischen, als in der deutschen Kirche gewesen.

„In den seitdem verflossenen fünfzig Jahren hat sich alles verändert. Die vierte und fünfte Generation ist herangewachsen. In allen Ständen hat eine gänzliche Vermischung mit den Deutschen stattgefunden; sehr viele führen jetzt noch französische Namen und können kein Wort Französisch mehr. Ihre Kirchen stehen leer.

„Ich lernte also von Kindsbeinen an Französisch mit dem Deutschen zugleich, und das eine war mir vollkommen so geläufig als das andre. In dem Hause meiner Eltern ward beständig französisch gesprochen, wie in allen andern zu damaliger Zeit, mit denen wir Umgang hatten. Aber schon in meinen Kinderjahren trat die oben erwähnte Veränderung ein, das Deutsche gewann die Oberhand, und schon meine jüngsten Geschwister, zehn bis fünfzehn Jahre jünger wie ich, konnten dessen nicht mehr als Kinder durch die bloße Übung mächtig werden, sondern mußten es nach Regeln erlernen.

„Wie ich vier Jahre alt war, also 1781 oder Anfang 1782, bekam ich mit meinen Schwestern eine Gouvernante aus der Kolonie, oder wie man damals sagte: ‚eine französische Mamsell'. Sie hieß Mamsell Bénézet und war ein sehr böses Weib, die uns sehr viel ohrfeigte, im Winter in einem kalten Winkel einsperrte, im Sommer aber zur Strafe ans Fenster stellte, mit dem Rücken nach selbigem, so daß uns die Sonne durch die Scheiben auf den Kopf brennen mußte. Sie war aber fleißig, hielt uns zur Ordnung an, lehrte uns Lesen, Schreiben, Rechnen und auch etwas Geographie." *

Eduard Blocher.

# Politik und Kultur.

Ein Nachklang zur Bundesfeier.

Auch heute, wo die Politik alles zu beherrschen scheint und zu beherrschen sucht, muß man immer noch unterscheiden zwischen Politik und Kultur. Unsere schweizerische Staatsauffassung steht gewiß der nordamerikanischen näher als der zurzeit in Deutschland herrschenden, aber sogar unsere Bundesfeier, sachlich eine staatliche Angelegenheit, hat durch die Art der Feier bewiesen, daß wir immer noch zum deutschen Kulturkreis gehören; denn die Art und Weise, wie man Feste feiert, ist zum großen Teil eine Kulturangelegenheit. In unserer Betrachtung zum 1. August (in Nr. 6/7) haben wir gezeigt, daß unsere schweizerische Bundesfeier sogar buch-

* Friedrich August Ludwig von der Marwitz, ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege. Herausgegeben von Friedrich Neusel. Berlin 1908.

Über Chamisso und Wackernagel siehe: Wilhelm Wackernagels Jugendjahre 1806—1833, dargestellt von Rudolf Wackernagel. Basel 1885.

stäblich im Zeichen des Schwaben Friedrich Schiller stand — an der Bundesfeier in einem Berggasthaus des St. Galler Oberlandes war das Gegenstück dazu zu erleben: Zunächst verlief alles im schweizerischen Rahmen; dann ging man in den Saal, wo ein sonst bewährter Kinderfreund seinen Lieblingen eine ganz besondere Freude machen wollte durch die Vorführung von drei „Micky-Mouse-Filmen". Die beiden politisch neutralen zeigten nur den ungeheuern Unterschied zwischen dem gemütvollen deutschen Märchen und dem gewaltsamen amerikanischen „Humor"; der erste aber wurde angekündigt als eine „Parodie auf Tell". Zum Glück verstanden die Kinder und wohl viele der Erwachsenen das Wort „Parodie" nicht und fast ebenso wenig diese Parodie selbst; denn sie bestand in einer schamlosen Verulkung unserer Tellengeschichte. Unser Nationalheld und sein Sohn erschienen schon rein äußerlich in lächerlich wirken sollender Verzerrung (so auch am Schluß auf dem Denkmal) und schlotterten erbärmlich vor dem bösen Vogt, der den Schuß verlangte. Zum Glück war die Verzerrung so stark, daß wohl den meisten Kindern der Zusammenhang mit unserm Tell kaum zum Bewußtsein kam; sie wurden aber auch kaum zum Lachen gereizt. Wenn ein amerikanischer „Filmkünstler" meint, in unserer Tellensage einen Stoff zur Erheiterung seiner Landsleute gefunden zu haben, ist das Sache der Amerikaner, und wir können von ihnen nicht verlangen, daß sie für unsere geistigen Heiligtümer dieselbe Verehrung empfinden wie wir. Wie aber ein schweizerischer Kinderfreund bestandenen Alters ausgerechnet zur Bundesfeier, ausgerechnet 1941, schweizerischen Kindern eine solche Verhöhnung Tells und seines Knaben darbieten kann, ist einfach unerklärlich. Und selbst wenn man das noch damit erklären wollte, daß halt seine Kinderliebe mit seinem Geschmack und vaterländischen Gefühl durchgebrannt und das Ganze die bedauerliche Entgleisung eines einzelnen sei, dann bleibt immer noch unerklärlich, wie zahlreiche Eltern dieser Kinder dafür dankbar Beifall klatschen konnten und nicht fühlten, was für eine Roheit man ihren Kindern da angetan hatte oder vielmehr angetan hätte, wenn die Sache nicht wie gesagt viel zu dumm und plump gewesen wäre.

Als der grüne Heinrich den Rhein überschritt, war er sich bewußt, daß über diesen Strom unsere „heiligsten Sagen verherrlicht wieder zurückgewandert waren". Nun haben wir diese heiligsten Sagen über das Atlantische Meer verhöhnt zurückwandern sehen, eingeschmuggelt ins Land Pestalozzis von einem „Kinderfreund" und willkommen geheißen von schweizerischen Eltern dieser Kinder. — Ja hat sich denn kein Widerspruch geregt? — Das hätte nur zu Uneinigkeit und Krach, wohl gar zu einem Handgemenge und einer „Saalschlacht" geführt, und das wäre auch nicht im Sinne einer „Bundesfeier" gewesen. Wir wollen die Leute nicht einmal schlechte Schweizer nennen, nur schauderhaft oberflächliche, und sagen: „Vaterland, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun". Es ist bei uns nicht alles Gold, was patriotisch glänzt. Jedenfalls bleibt uns der schwäbische Tell vorläufig lieber als dieser amerikanische.

## Aus dem Idiotikon.

121. Heft. Huber & Co. A.-G., Frauenfeld.

Das Wort „Diebstahl" ist nicht eigentlich volkstümlich, aber in der Rechtssprache doch allgemein üblich. Daß in der Schweiz bis ins 16. Jahrh. meistens die Form „düpstal" vorkommt, bildet einen Beweis für die Herkunft von einem Hauptwort mhd. „diube" (mhd. iu = lang ü), das für sich allein schon Diebstahl bedeutet. „-stahl" kommt natürlich von „stehlen"; beide Teile sagen also dasselbe, und wir haben damit ein Beispiel für die „Tautologie", wofür Engel den geschickten Ausdruck „Wortgedoppel" geprägt hat. Diebstahl wurde früher wie Brandstiftung und Totschlag der „höhern Gerichtsbarkeit" unterstellt und schwer bestraft. Eine Glarner Blutgerichtsordnung aus dem 15. Jahrh. bestimmte, man solle Weibern „umb Diebstall und andere schnöde böße Sachen . . . Händ und Füöß zuesamen binden und sy also verbunden mit dem Sackh in . . . Tieffe des Wassers versänkhen und ertränkhen und also vom Läben zum Todt richten". Früher nannte man „Diebstahl" aber nicht nur die Handlung des Stehlens, sondern auch das gestohlene Gut (Darum sagt Luther: „Findet man bei ihm den Diebstahl"); betrug dessen Wert über 5 Schilling 4 Pfenning, so mußte man den Dieb (es konnte auch ein Kind sein; man denkt an Gottfried Kellers armen Dietegen) nach dem Badener Stadtbuch von 1384 mit verbundenen Augen „henken uff in den luft", bei geringerem Sachwert ihm nur „sin oren beide abschniden". — Daß beim Volk der Hirten das Wort „Stall" einen breiten Raum einnimmt, versteht sich. Es bedeutet aber zunächst nur „Stelle, Platz"; darum spricht man von einem Burgstall, was sowohl die Stelle für den Bau einer Burg wie eine Burg mit umgebendem Platz, eine Burgruine oder auch nur die Stelle, wo früher eine Ruine stand, bedeutet. Etwas „Gestelltes" ist der „Bistall", d. h. die aufrecht stehende Säule, der Pfosten, insbesondere der Fenster- oder Türpfosten. Eine kluge Berner Kuh geht zum Scheunentor und fährt „mit eim Hore zwissen Tir und Pistal, fir der Rigel uehi z'machen", und „Bistalg'harige" sind dort sitzen gebliebene Tanzlustige, die immer „d'Bistal hein, daß s' nid umg'ijin". Auf der ursprünglichen Bedeutung „das Stellen" beruhten die veralteten Ausdrücke „Abstall" für „Abstellung" (z. B. „böser gevaren einer Eidgnoschaft" oder allerlei „lasteren") und „Anstall" für einen befristeten Aufschub, eine Vertagung, deshalb auch für einen Waffenstillstand (Nach einem Berner Bericht von 1528 hat Kaiser Ferdinand „mit den Türken einen anstall uff 1 jar gmacht"). Im selben Sinne spricht Zwingli von einem „Fridstall". Heute ist „Stall" wie in der Schriftsprache meistens die umfassende Bezeichnung für das (z. T. alleinstehende) Gebäude mit den Räumlichkeiten für Heu, Korn und besonders für Vieh. Der Stall bildet mit dem Feld zusammen den Reichtum des Bauern; darum heißt es bei Balmer: „U jetz wird uf'treit, was nume Stall und Feld ne dert obe git". Häufig ist das Wort natürlich auch in bäuerlichen Redensarten; so sagt man am Randen: „D'Frau g'hört i d'Chuchi und der Ma in'n Stal." Im Zürcher Oberland sagt man sogar: es sei besser „de Blitz schlög in'n Stall als i d'Chuchi" im Sinne, es sei besser, der Mann fehle als die Frau. In Uster gilt: „E schöni Chue und subere Stal ist das besti Kapital". Auch bei Reinhart sagt einer: „Suber Lüt und suberi Stube, suberi Stäl und Schüre, das brucht's, ob's innedure heiter wird". Wenn der Urner seine beste Karte verliert, muß er „die best Chue us em Stall ge". Als Napoleon dem ebenfalls berühmten Chräjebüel seine Verlobung mit Josephine mitteilte, antwortete dieser: „He nu, i wünsche Glück i Stal!" Huggenberger überliefert den Spruch: „Ir söllid Glück in'n Estand ha, vil G'fell im Stall und gueti Jor". Den Gedanken, man solle bei den Kühen nicht am Futter sparen, drückt man im Wehntal so aus: „Die guete Chüe sind uf em Heustal obe". „Kuhstall" war in alter Zeit der Übername für die Eidgenossenschaft und ihre Verbündeten, z. B. die Stadt Mühlhausen. In einem Spiel von 1674 sagt Karl der Kühne zu den Eidgenossen: „Gwüß will ich üch erhänken, würgen, Garus machen, daß üwer Küestahl ganz mueß krachen". Fruchtbar an Vergleichen und Redensarten ist natürlich der Su- oder Schwistall. „De